

Seine Erholung.

Von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verboten.)

Doktor Friß Burgfeld ging erregt im Zimmer auf und ab, die Zigarette zwischen den Lippen. Ab und zu fuhr er sich mit der Hand nervös durch das dicke blonde Haar. Dann wieder paßte er den Zigarettenrauch in weiten Ringen von sich. Er sah blaß und abgepannt aus, und seine junge Frau, die am Nähtisch in der Nähe des Fensters saß, beobachtete ihn besorgt.

„Das beste wäre, du verreistest auf ein paar Wochen, Friß“, sagte sie endlich. „Es geht nicht so weiter, du siehst geradezu elend aus.“ Er hielt mit einem Ruck in seiner Wanderung inne.

„Wie kannst du als Doktorsfrau bloß in aller Welt so etwas sagen! Jetzt, wo ich mit Mühe und Not etwas bekannter geworden bin, verräßen?“ Er lachte gereizt auf. „Dann könnte ich

überhaupt meine ganze Praxis gleich einpacken. Und wovon soll ich reisen? Jetzt im Frühjahr wäre die Leute schon auf ihre Sommerreise, da haben sie kein Geld, den Doktor zu bezahlen. Nach der Reise haben sie natürlich erst recht keins, und im Herbst fangen sie an, auf Weihnachten zu sparen, und der Arzt kann warten und warten. Es ist ein Elend!“ Er seufzte tief auf.

„Ja, aber eine Erholung mußt du doch haben, Friß“, sagte Frau Ilse zaghaft.

„Natürlich muß ich das —“ er nahm seine Wanderung durchs Zimmer wieder auf. — „weißt du, Kind, ich dachte schon, ob's nicht das Vernünftigste wäre, wir pachteten uns hier in der Nähe ein Gärtchen, da hättest du dann gleich auch was davon.“

Die junge Frau sprang freudig erregt auf.

„Famos, Friß, die Idee finde ich überhaupt entzückend. Du

weißt ja, wie sehr ich Blumen liebe und überhaupt doch an Garten und Wald gewöhnt bin —“

„Na eben, Kind“, er zog zärtlich ihren Arm durch den seinen, und nun nahmen sie ihre Wanderung selbender auf, „natürlich werde ich für dich eine nette Laube und ein paar Blumenbeete anlegen, aber hauptsächlich will ich dann Gemüse ziehen, paß auf, da bekommen wir die Kosten für den Garten heraus und mehr noch. Hier in der Großstadt ist das Gemüse ja unverkündet teuer. Weißt du, wenn wir dann zuviel für uns haben, geben wir einfach noch an Bekannte ab.“

„Natürlich“, sie drückte entzückt seinen Arm, „und den Profit teilen wir, nicht?“

Er lachte. „Reinetwegen. Glaube aber nur nicht, daß du das Gemüse umsonst bekommst, du mußt es mir regelrecht von deinem Wirtschaftsgelde bezahlen.“

„Ach, bist du geizig“, sie schob schmollend die Unterlippe vor.

„Na, warte nur, du wirst doch nicht zu kurz kommen“, sagte ihr Gatte tröstend. Ich werde noch gleich einen Kaninchenstall bauen, dann bekommst du die feinen Laps in die Küche geliefert.“

Sie blickte ihn zweifelnd an. „Schmecken denn die?“

„Aber Ilse! In Frankreich ist das Kaninchen Volksnahrungsmittel, und bei uns wird, wer weiß wieviel, darüber geschrieben, daß die Hausfrauen, die ja permanent über die Fleischpreise jöhnen, diesem billigen, nahrhaften

ten Braten mehr Beachtung zollen sollen. Natürlich schmecken Kaninchen! Vorzüglich sogar. Du sollst nur sehen, wie sich all unsere Bekannten nachher darum reißen werden.“

„Könnten wir nicht auch Hühner halten?“ fragte Frau Ilse.

„Selbstverständlich — das habe ich mir von vornherein vorgenommen — schon damit du immer frische Eier für den kleinen Haß.“



Deutsche Verwundete als Gäste des deutschen Kaisers. (Mit Text.)

„Ach, Fräulein, es wird zu schön! Setze nur gleich eine Annonce auf, damit man dann auch gleich mit der Bestellung anfangen kann — sonst wird es zu spät.“

„Machen wir!“ Und Doktor Burgfeld setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb folgende Annonce: „Kleinerer Garten in der Nähe Schlossstraße zu pachten gesucht.“

Es kam nur eine Offerte auf die Annonce, man hatte also keine Auswahl, und der junge Doktor ging dann auch mit dem festen Entschlusse, den angebotenen Garten zu pachten, zur Besichtigung desselben. In sehr gehobener Stimmung kam er zurück. „Alles in Ordnung, Älschen! Wir sind von heute an Agrarier, und morgen geht es los mit der Arbeit.“

„Morgen? Morgen ist doch Sonntag, wir wollten doch zu Mama gehen“, wandte die junge Frau ein.

„Ja, liebes Kind, alltags habe ich doch nur wenig Zeit zur Gartenarbeit, und die Frühjahrsbestellung geht jetzt allen Besuchern vor, das wirst du doch hoffentlich einsehen.“

Frau Ilse wagte nicht zu widersprechen. „Ist der Garten denn hübsch? Wächst schon recht viel darin?“ fragte sie.

Ihr Gatte sah sie an, als höre er nicht recht.

„Wächst, jetzt im März?“

„Na, aber Fräulein, ich meine natürlich, ob viele Obstbäume und Sträucher darin sind.“

„Obstbäume? Aber, liebes Kind, auf dem Lande sind wir doch nicht! So seid ihr Frauen aber alle. Ihr möchtet am liebsten, es sollen gleich Apfelsinen und Zitronen wachsen, ohne daß man einen Spatenstich dazu zu tun braucht. Nein, ich werde alles selbst bebauen, pflanzen und säen; das soll ja eben die so notwendige Erholung für mich sein.“

Frau Ilse schwieg verschüchtert. Sie dachte an den heimatischen Garten voll lauschiger Plätzchen, schöner, alter Bäume, an die Obststräucher, die zu plündern ihr und ihren Geschwistern Seligkeit gewesen, und die Flieder-, Goldregen- und Hederosenbüsche, die alle Jahre so herrlich reich geblüht hatten, und sie konnte sich von der Pachtung ihres Gatten keine rechte Vorstellung machen.

Sehr gespannt ging sie dann am nächsten Tage zur Besichtigung. Sie gingen eine noch unbebaute Straße herunter und machten vor einem häßlichen, alten Bretterzaun Halt. Doktor Burgfeld schloß auf, und Frau Ilse schaute fassungslos auf einen großen, wüsten, steinigen Platz ohne Baum und Strauch.

Ihr Gatte sah sie mit einem so freudigen, Bewunderung heischenden Blick an, daß sie tapfer die aufsteigenden Tränen herunter schluderte.

„— recht hübsch groß“, stotterte sie.

„Nicht wahr?“ meinte er strahlend, „und nächstes Jahr pachte ich noch mehr hinzu. Du glaubst gar nicht, Fräulein, wie sehr ich armer Großstadtmanich mich über das Stüddchen Land freue! Du freilich, du bist ja daran gewöhnt.“

Seine Gattin dachte, daß sie doch an etwas ganz anderes gewöhnt sei, laut meinte sie: „Du wirst dir doch wohl Leute zum Umgraben nehmen müssen?“

„Aber Kind, ich sagte dir doch schon, gerade diese Körperbewegung wird mir gut tun. Du weißt doch, daß wir jetzt sogar das Holzshaden und Graben ärztlich verordnen.“

„Ja, aber du bist doch schon so mager“, meinte Frau Ilse schüchtern.

Er überhörte diese Bemerkung, als sie aber dann zu bedauern wagte, daß nicht einige Bäume im Garten wüchsen, da doch so gar kein Schatten sei, wurde er gereizt. „Was du auch alles verlangst! Am Ende sollen jetzt im März auch schon Rosen blühen!“

„Ich kann nicht finden, daß Bäume etwas so Außergewöhnliches für einen Garten sind“, meinte Frau Ilse, nun auch spitzig werdend, „aber es ist ja nett, daß der Garten so in der Nähe unserer Wohnung ist“, setzte sie besänftigend hinzu.

„Ja, nicht wahr, famos? Ich spare eine Erholungsreise, und du kannst durch das billige Gemüse, das wir haben werden, auch viel vom Wirtschaftsgeld erübrigen.“

Frau Ilse sagte nichts, sie sah mit einem Male die ganze Sache nicht mehr so optimistisch an. Wie recht sie hatte, lehrten die folgenden Wochen und Monate. Dem ersten ungemütlichen Sonntag, an dem ihr Gatte, den sie als Arztfrau ja ohnehin nicht allzuviel zu sehen bekam, kaum eine Minute Zeit für sie hatte und den ganzen spreckstundensfreien Nachmittag wie ein Tagelöhner im Garten arbeitete und sogar verlangte, daß ihm der Kaffee dorthin gebracht werde, folgten andere, die nicht gemüthlicher waren. Und als es erst wärmer wurde und die Abende länger waren, wurde auch das Abendessen in dem wenig einladenden Garten eingenommen. Eine Laube hatte Dr. Burgfeld mit Hilfe einiger Kollegen, die ebenso unerfahren in der Baukunst waren wie er, glücklich zusammengezimmert. Nur hatten die um das Bauwerk gesäten Feuerbohnen erst Liliputgröße und ließen vorläufig noch den Sonnenstrahlen und den ebenso neu-

gierig wie diese über den Baum lugenden Straßenbuben gesichtern freien Einblick. Auch war die Bank für des jungen Ehepaars staltliche Größenverhältnisse zu niedrig geraten, und der Tisch zeigte eine ebenso konsequente als unangenehme Neigung nach der linken Seite zu, so daß ein Kaffee oder Abendessen auf ihm bedeutend erhöhte Sorgfalt forderte.

Die Laube wurde mit einer guten Waldmeisterbowle eingeweiht, und dabei rutschten drei der guten Bowlengläser Frau Ilse's die sanft und einladend geneigte Tischplatte herab, und die junge Frau dachte mit Märtyrermiene: „Ein teurer Anfang.“ Ihr Gatte arbeitete tagtäglich mit Feuereifer in seinem Garten. Er zog sich dazu natürlich sein schlechtestes Kostüm an, band eine große grüne Gärtnerhürze um und war äußerlich so wenig von einem wirklichen Gärtner zu unterscheiden, daß Leute, die mit einer Bestellung in den Garten geschickt waren, des öfteren unverrichteter Sache wiedertamen, weil sie „nur einen Mann“ gesehen hatten.

„Älschen, heute mußt du unbedingt mal wieder in den Garten kommen“, sagte Dr. Burgfeld eines Tages zu seiner Gattin, „ich habe eine große Überraschung für dich — du wirst starr sein, was ich in den acht Tagen, die du nicht da warst, geleistet habe.“

Und Frau Ilse war wirklich starr. Nicht weit von der Laube erhob sich ein Holzbau mit Teerpappe gedeckt und mit einem Anbau versehen.

„Das ist der Hühnerstall, und hier daneben der Kaninchenstall“, erklärte der Doktor strahlend vor Freude. „Und nun sieh mal!“ Er öffnete die Tür und Frau Ilse erblickte drei Hühner und einen Hahn, und im Kaninchenstalle daneben drei riesengroße, wohlgenährte Kaninchen. „Zuchtthiere“, erklärte ihr Mann. „Und nun das feinste, meine Erfindung.“ Er wies auf einen Platz hinter dem Stalle, und Frau Ilse wollte kaum ihren Augen trauen, — das war ja ihre große, neue Waschkütte, und die war in die Erde gegraben, mit Wasser gefüllt, und drei Enten schwammen vergnügt auf diesem verblüffend originellen Teich herum.

„Aber Fräulein!“ war alles, was sie vorbringen konnte.

Er nahm das für Bewunderung. „Ja, ja, du hast noch keine Ahnung, was für einen genialen Mann du geheiratet hast“, meinte er vergnügt. „Siehst du, Änd, eingerichtet ist die Küche nun, nun heißt's: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Wart nur, wie viel Spaß dir die Sache erst machen wird, wenn sie richtig im Betrieb ist.“

Und als dann alle Beete im Garten angingen, süßig zu grünem, und als die Gemüse anscheinend vorzüglich „kamen“, da hatte Frau Ilse wirklich große Freude an dem Stüddchen Land und meinte, daß auch das mühsame Selbstbebauern und Heranziehen ein eigenes Vergnügen sei.

Das heißt, ihre Stimmung war sehr vom Wetter abhängig, und eigentlich im umgekehrten Verhältnis als die anderer Menschen. War es sehr schön und sandte die Sonne volle, heiße Strahlen herunter, vor denen es in Burgfelds Garten kein Flüchten und Verstecken gab, so war Frau Ilse's Stirn umbüffert, und machte die Sonne ein unfreundliches Gesicht, so daß man, ohne einen Sonnenschutz zu befürchten, im Garten sitzen konnte, war die junge Frau heiter und zufrieden.

Die Kaninchen erforderten die wenigste Sorgfalt und waren am dankbarsten. Sie vermehrten sich verblüffend schnell, daß Doktor Burgfeld ihrer Behausung bald einen Anbau zufügen mußte, trotzdem es sehr oft, wie Frau Ilse verstoßen leuzend meinte — gräßlich oft — Kaninchenbraten bei Doktors gab.

Doktor Burgfeld hatte neuerdings großes Interesse für die Kochkunst. Er sann gemeinsam mit seiner Frau über Rezepten, das Kaninchenfleisch weniger weichlich und pikanter erscheinen zu lassen. Als sie herausgefunden hatten, daß es vorteilhaft sei, das Fleisch vor dem Braten mit Mosttrich einzureiben, meinte er: „Das Rezept muß eigentlich Kaninchenbraten nach Burgfeld-Art heißen.“

„Trotz alledem, nehmt mir's nicht übel, Kinder, aber ich kann kein Stallhahnenfleisch essen“, sagte seine Schwägerin, die gerade zu Tisch geladen war, und legte die Gabel aus der Hand.

„Pure Einbildung!“ rief der Doktor empört, „ich gehe die höchste Wette mit dir ein, daß du das Fleisch mit Genuß verzehrst, sobald du nicht weißt, daß es Kaninchenfleisch ist.“

Ihm wurde wenig Gelegenheit gegeben, das auszuprobieren, denn vor Furcht, ihr könnte hinterlistig das verhasste Fleisch in Form eines anscheinend ganz harmlosen Gerichtes beigebracht werden, kam seine Schwägerin in diesem Sommer sehr selten zu ihnen, und bei ihren raren Besuchen litt sie an auffallender Appetitlosigkeit, so daß Frau Ilse's Argwohn, sie habe sich vorher satt gegessen, vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt war.

Es dauerte nicht lange, so ließ die Vorliebe ihres Gatten für Kaninchenbraten stark nach, — bei Frau Ilse hatte eine solche nie bestanden, — er versuchte nun, die Tiere an Freunde und Bekannte zu verkaufen, und als ihm dieses nicht gelang, ver-

schenkte er sie mit großer Freigebigkeit, aber er hatte alle Ursache gehabt, über die Undankbarkeit der Welt zu schelten.

Frau Ilse war sehr froh, als er eines Tages mit der Nachricht nach Hause kam, er habe die Kaninchenzucht nun endgültig aufgegeben.

„Schade, daß die Hennen nicht dem guten Beispiel der Kaninchendamen folgen“, meinte Frau Ilse bekümmert, als trotz aller Pflege die Hennen sich nicht dazu entschließen wollten, ihren Familienpflichten nachzukommen.

„Wart nur, Kind, morgen kommt die extrafeine Bruthenne an, die ich mir vom Lande verschrieben habe, und Bruteier erwarte ich auch“, sagte ihr Mann.

„Über Fritz, kostet das nicht entsetzlich viel Geld?“ Er zog die Stirne kraus. „Eine Erholungsreise kostet mehr, laß mir doch mein Vergnügen.“ Sie wagte nichts mehr zu sagen, aber in ihrem Inneren berechnete sie, daß sie beide für das Geld, das der Garten bereits verschlungen, eine ganz nette, kleine Reise hätten machen können.

Aber, es sollte noch schlimmer kommen. Trotzdem die Bruthenne nach den Behauptungen ihres früheren Besitzers alle Eigenschaften einer vorzüglichen Hühnermutter besaß, war sie nicht dazu zu bewegen, die zum Ausbrüten der Eier notwendige Zeit auszuhalten.

„Das arme Tier wird gestört“, meinte Doktor Burgfeld und baute der Henne einen besonderen Pavillon, der von allen Seiten gegen störende Einflüsse der Außenwelt abgesperrt war. Trotzdem brütete sie nicht.

„Ich werde einfach einen Brutapparat kaufen. Küden will und muß ich haben, ich habe mich nun einmal darauf verfaßt“, sagte der Doktor.

Und eines Tages wurde dann Frau Ilse in das Zimmer ihres Gatten gerufen, um ein unförmliches Etwas zu bewundern, an dem ihr Fritz eifrig herumhantierte und schraubte, und das er ihr als Brutapparat vorstellte. Er war dabei so voller Freude und optimistischer Erwartung, daß sie jede abfällige oder zweisehlende Bemerkung unterdrückte, das größte Interesse heuchelte und dann wirklich nach feierlicher Einleitung der ersten Bruteier sehr gespannt auf die Resultate des segensreichen Apparates harzte.

Leicht wurde ihr diese Wartezeit nicht gemacht. „Hast du nach dem Brutofen gesehen?“ war die erste Frage, die ihr Mann an sie richtete, wenn er von seinen Besuchen heimkam, und: „vergiß nur den Apparat nicht“, ermahnte er sie, wenn er fortging.

„Du kümmerst dich jetzt mehr um den Ofen als um unsern Jungen“, meinte Frau Ilse einmal pikiert, und der Doktor, der sich etwas getroffen fühlte, sagte gereizt: „Daß ihr Frauen einem durch sinnlose Spitzfindigkeiten doch stets die Freude an allem verderben müßt.“

„Ich wüßte nicht, daß ich dir schon mal die Freude an etwas verdorben hätte.“ Die Stimme der jungen Frau zitterte und sie verließ tiefgekränkt das Zimmer, ihr Taschentuch an die Augen drückend.

Der Brutapparat gefährdete überhaupt den ehelichen Frieden in ganz bedenklicher Weise.

Wie es eigentlich kam, das war allen unerklärlich, aber Tatsache war, daß der Unglücksapparat niemals funktionierte. Einmal war die Temperatur zu hoch und die Eier wurden hartgekocht, ein andermal war die Temperatur zu niedrig und die Eier verdarben, dann wieder schien alles in bester Ordnung, und schließlich stellte es sich heraus, daß die Lampe überhaupt nicht brannte oder mangels genügender Speisung ausgegangen war, und jeder dieser unglücklichen Zufälle führte zu häuslichen Szenen.

Doktor Burgfeld beschuldigte seine Frau mangelnder Sorgfalt, Gleichgültigkeit für seine Interessen, Gedächtnisschwäche usw., und sie warf ihm Ungerechtigkeit, Tyrannei, Herzlosigkeit vor, und schließlich endete der Streit mit Tränen, — kurz, der Brutapparat wäre beinahe Scheidungsgrund geworden.

Endlich, endlich schien der Unglückssofen ein Einsehen zu haben, alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß in Kürze einige Hühnerlinder das Licht der Welt erblicken würden.

Des Doktors freudige Spannung und Ungeduld, mit einem leisen Triumph gemischt, daß Mühe, Arbeit und Kosten nun doch nicht vergeblich gewesen sein würden, hatten fast etwas Mühendes für Frau Ilse, und als er dann endlich glückstrahlend erschien, ein piependes Etwas in den Händen tragend, vergaß sie alle Unbilden, die sie wegen des in letzter Zeit schon von ihr gekapften Brutapparates ausgestanden hatte und freute sich mit ihm.

Vor allen Dingen muß das Tierchen schon gleichmäßig warm gehalten werden. Wir wollen es in Watte packen und in einem Körbchen in den Badofen stellen, der bleibt ja immer etwas warm“, meinte sie sorglich, und ihr Gatte stimmte ihr bei und versorgte das Bett des Küdens verschwenderisch mit Verbandwatte.

„Morgen werde ich das Tierchen der Bruthenne unterlegen“, sagte Doktor Burgfeld, nachdem man dann gemeinschaftlich das Küden im Brutofen untergebracht hatte, — aber ach — mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Man hatte die Unternehmungslust des Küdens unterschätzt, — am nächsten Morgen fand man es mit gebrochenem Genick am Boden liegend. Frau Ilse wagte kaum, ihren Gatten von dem Unglücksfall in Kenntnis zu setzen, aber ihre Sorge war umsonst gewesen. Da er ihr an dem Unglück beim besten Willen nicht die Schuld geben konnte, machte ihn der Jammer über seine getäuschten Hoffnungen sprachlos.

Als er am Abend von seinen Krankenbesuchen nach Hause kam, trug er eigenhändig den Brutapparat in den Keller, und nie wieder war von ihm die Rede. Frau Ilse versuchte zwar von Zeit zu Zeit einen Käufer für das Unglücksding zu finden, aber vergeblich, in der Großstadt gab es wohl kaum jemand, der so ernsthaft die Landwirtschaft und Geflügelzucht betreiben wollte wie ihr Fritz.

Von den drei Hühnern im Garten kreppten zwei, die andern beiden kamen als Frilasse auf den Tisch, bereiteten aber infolge ihres allzu ehrwürdigen Alters nur einen zweifelhaften Genuß. Auch zwei der Enten entflohen vorzeitig dem Jammerthal, während die letzte, anscheinend sehr gute, fette, einen Tag bevor sie geschlachtet werden sollte, einen unbekannten und trotz vieler Mühe nicht festzustellenden Liebhaber fand.

„Graue Haare könnte man bekommen von all dem Arger über den Garten! Und das nennt nun Fritz seine Erholung!“ meinte Frau Ilse ärgerlich zu ihrer Schwester, während sie vergeblich versuchten, in der Laube einen Platz, der vor den Sonnenstrahlen geschützt war, zu finden.

Leider hatte nämlich auch die sonst als so bescheiden und dankbar gerühmte Feuerbohne die auf sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Sie blieb klein und verkümmert und unterließ es, die Laube zu umranken, wie es doch eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre. Ob ihr der Boden, auf dem sie wachsen sollte, nicht zusagte, ob sie sonst andere Gründe für ihren Eigensinn hatte, — wer kann es wissen.

„Noch nie bin ich so knapp mit meinem Wirtschaftsgeld gewesen wie jetzt“, klagte Frau Ilse weiter, „was der Garten uns nicht an Gemüsen einbringt, muß ich mehr für Fleisch ausgeben, denn Fritz wäre ja empört, wenn ich jetzt, wo wir den Garten haben, gekauften Gemüse auf den Tisch bringen würde.“

„Und selbstgewachsenes habt ihr nicht“, lachte die Schwester.

„Ja, weiß der liebe Himmel, woran es liegt! Fritz hat sich doch wahrhaftig genug Mühe gegeben. Die Radieschen waren zuerst tadellos, aber kaum hatte man die ersten herausgezogen, da wurden die andern holzig und schwammig. Der Salat ist ins Kraut geschossen, der Spinat war hart und zähe, den Kohl haben die Raupe gefressen, und von dem Blumenkohl, auf den wir uns gerade so gefreut hatten, haben wir nur ein Gericht gehabt. Das einzige, was wir im Überfluß haben, sind Mohrrüben. Na, du weißt ja, daß mir die von jeher schrecklich gewesen, und Fritz machte sich auch nie etwas daraus, — und jetzt essen wir sie natürlich beide mit Todesverachtung.“

Die Schwester lachte. „Ja, ja, die Zeiten ändern sich! Aber ihr tut mir wirklich leid, — die Geschichte mit eurem Garten ist tragikomisch. Und wieviel hat er euch nun alles in allem gekostet?“

„Ja, wenn ich das wüßte! Darüber schweigt sich Fritz vollständig aus; aber ich bin sicher, nach Italien hätte man für das Geld reisen können“, meinte Frau Ilse empört.

„Ist Fritz denn nun wenigstens von seiner Gartenleidenschaft kuriert?“

„I bewahre! Er behauptet, er hätte in diesem Jahre erst Erfahrungen sammeln müssen, nächstes Jahr würde er die Sachrationeller anfangen, dann würde der Erfolg nicht ausbleiben.“

„Na, wer weiß!“ meinte die Schwester pessimistisch, „du kennst doch den schönen Spruch — denn erstens kommt es anders, und zweitens — wie man denkt —“

Frau Ilse seufzte. — „Es ist doch nun mal Fritzens-Erholung“, sagte sie ergeben.

Vermißt.

Kriegsnovelle von Ludwig Blüme. (Nachdruck verb.)

Mit welcher nervenfolternden Ungeduld erwartete man in diesen wetterdrohenden Julitagen an jedem Morgen den Briefträger! Schier unerträglich war die Spannung. Was würde die Zeitung bringen? — Sollte es wirklich Krieg geben, oder zogen die schwarzen, gar so bräunenden Gewitterwolken noch einmal gnädig vorüber? — Wer konnte es wissen!

Vor der von dunkelgrünem Efeu und wildem Wein umspinnenen Villa des Amtsrats Dörner stand Fräulein Käthen

v. Willbrand heute schon in aller Vergottsfürhe hochpochen den Herzens auf der Lauer. — Die sechste Morgenstunde verläutete eben erst mit heiseren Schlägen die alte Uhr vom nahen Jakobikirchturm. Und vor acht pflegte der Postbote nicht zu kommen. Aber drinnen im schwülen Zimmer litt es das schlanke blonde Mägdelein mit dem reizenden Gesichtchen nicht länger. Während der ganzen langen Nacht hatte die Erwartungsvolle kein Auge zu schließen vermocht. Der Kopf schmerzte sie gewaltig, die Schläfen brannten wie von Fieberglut. — Ob denn heute von Werner eine Nachricht eintreffen würde? Er als Offizier mühte über die Kriegslage doch weit genauer unterrichtet sein, als sie hier in dem entlegenen Nest. Warum schrieb er nur nicht? — O, diese verzehrende Ungewißheit!

Ein erquickender Hauch voll Rosenduft und würzigem Harzgeruch wehte lind herüber vom Stadtwald durch all die prangenden Gärten der Nachbarschaft. Leise rauschte es in den breiten Blättern der großen Palme, und in den Zweigen des Kastanienbaums ließ der Pirol seinen Auferschallen. Goldener Sonnenglanz zitterte über dem feuchten Rasen, Tauperlen blinkten in entzückendem Farbenspiel an Blättern und Palmen, und wunderbar schön war die lachende Sommerwelt mit ihrer Rosenpracht, mit dem süßen Morgenfrieden. — Sollte es wirklich jezt auf einmal so ganz anders werden?

Ach Gott, wie oft hatte Werner vom Kriege geredet! Natürlich wünschte er, wie alle Kameraden, daß der saule Friede, der so manches giftige, wuchernde Unkraut gezeitigt, nicht ewig währte.

„Mädchen, wenn's Krieg gäbe,“ hatte er Pfingsten noch gesagt, „dann kämen wir der Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches vielleicht ein gutes Stück näher. Ich will mich schon hervortun, und bin ich erst Oberleutnant, dann können wir bald heiraten.“

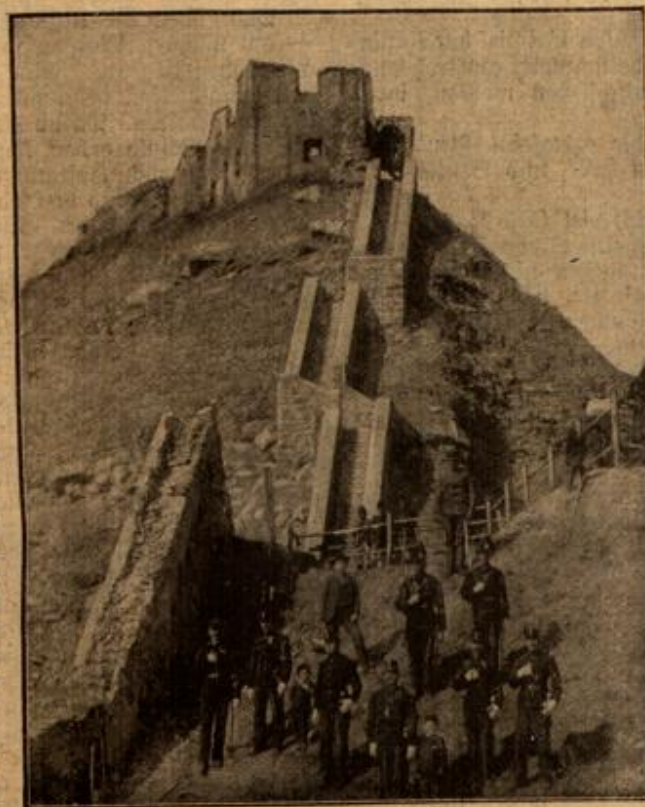


Seltene Wirkung einer deutschen Granate,
die eine Mauer in Neuport durchschlug, das dahinterstehende Kreuzfigürchen aber völlig unverletzt ließ.

vor dem Zusammenstoß. Wenn Werner nicht heimkehrte — „Aber so darfst du nicht denken!“ suchte sie sich selber zu ermutigen. „Du stammst aus einer alten Soldatenfamilie. Darum

wäre es eine Schande, wolltest du jezt verzagt und Hehlmutig sein. — Soldatenbraut!“

Horch, da bellte Nachbars

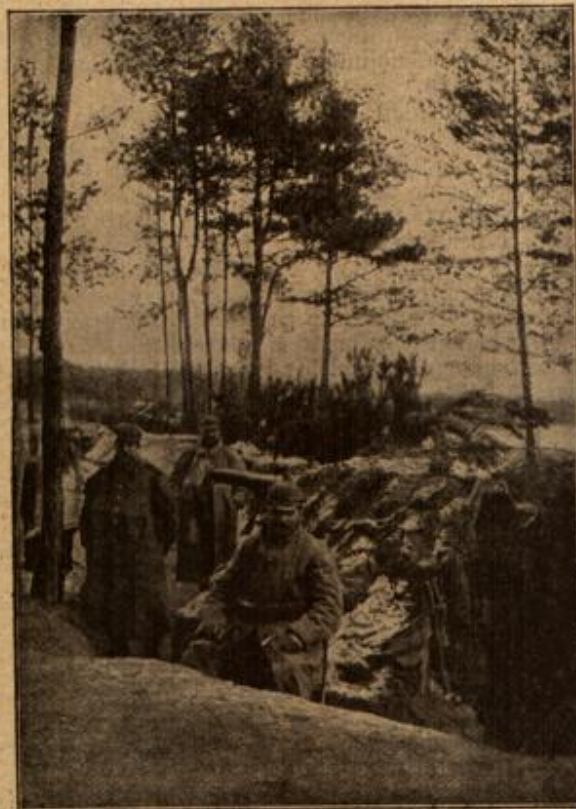


Altes Kastell an der ungarisch-rumänischen Grenze. (Mit Text.)

meiner Väter Lösung. Ich denke nicht anders als sie. Einen Tag habe ich Urlaub. Bis neun Uhr, also etwa drei Stunden noch, kann ich bei dir sein, mein Lieb. Dann muß ich notwendig noch mit dem Auto oder per Wagen nach Wilhelmsfelde, um die Gräber meiner Eltern zu besuchen und — um Onkel Eberhard Lebwohl zu sagen. Ja, ja, ich will auch zu ihm, trotzdem wir so grimme

Feinde sind. Er hat mich beleidigt, hat an meinem verstorbenen Vater nicht brüderlich gehandelt, doch er ist ein Klingenberg, und der Krieg soll Stammesgenossen verständlich stimmen. — Läßt er mich nicht vor, nun, so tat ich ja meine Schuldigkeit. Jezt laß uns in die Laube gehen und die paar Stunden ausnützen, Liebling.“

Ach Gott, wie schnell war die Zeit verflogen! — Neun Uhr. — Amtrats konnten den ihnen nicht unbekannten Leutnant gerade noch begrüßen, als sie endlich erschienen. Er durfte sich nicht länger aufhalten. —



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Ein Schützengraben vor Warschau,

Spitz gar so lebhaft. Gewiß kamen Fremde vom Bahnhof. Der Frühzug mußte bereits da sein. Mädchen strich die wirren blonden Locken aus der Stirn und trat neugierig an den Jaun.

Aber was ist das? Sie traut ihren Augen nicht: Der große, stattliche Leutnant, der dort gerade um die Ecke biegt, kann ja doch nur ihr Werner sein.

Feldgraue Uniform trägt er, einen Überzug über dem Helm, Feldbinde, Fernglas, Revolver, braune Gamaschen. Vollkommen kriegsmäßig. — Und wie strahlend sieht sein gebräuntes Gesicht aus, welche Begeisterung leuchtet ihm aus den Augen! Jezt erblickt er sein Mädchen. Ein Jubelruf — sie liegen sich in den Armen, Herzen und Küssen sich und haben für ein paar selige Sekunden Himmel und Erde vergessen.

Aber dann des Bräutleins bange Fragen, ihr gar so ernst werdendes Gesicht voll ängstlicher Spannung.

„Mein Herzblatt,“ sprach Werner mit fester Stimme, „der Krieg ist unvermeidlich. Wir wissen das. Unsere Reider haben einen Vorwand gefunden. Morgen, übermorgen spätestens, wird mobil gemacht. Du wirst mein tapferes Mädchen sein, das weiß ich. Mit Gott zieh' ich für Kaiser und Reich ins Feld. Sieg oder Tod, das war

mit dem Sitz
gemeinnützig
das eingezog
Kriegsmarine
preussische
trat dieser
Der Kri
die nach ein

Im Herrenhaus des Ritterguts Wilhelmstede herrschte heute dieselbe Aufregung, wie überall im weiten Deutschen Reich.



Brennholz für Kartoffelschalen. (Mit Text.)

Soeben waren die neuesten Zeitungen eingetroffen, und der Herr Rittmeister a. D. Eberhard v. Klingenberg ramte in seinem geräumigen Arbeitszimmer umher, als habe er sein Podagra auf einmal vollständig vergessen. Um ein dutzend Jahre jünger geworden schien er. Die sonst so verdrießlich in die Welt schauenden großen blauen Augen blühten wie einstmal, als er noch an der Spitze seiner Schwadron stand. Völlig verändert sah das scharfgeschnittene bronzefarbene Rassegesicht mit der hohen Stirn und der stolzen Adlernase derer von Klingenberg aus an diesem Morgen. Gesprächig wurde der verbitterte, wortfarte Hagestolz sogar.

„Weber,“ sagte er mit gehobener Stimme zu seinem alten Diener, der diese Umwandlung nicht begreifen konnte, „Weber, Mensch, stehe Er nicht so da wie ein Olgöke! Krieg gibt es! Gegen Rußland geht's, gegen Frankreich ebenfalls höchst wahrscheinlich. Und

England dürfte auch nicht fehlen in diesem großen Drama.

Und da soll ein Klingenberg, der noch kriechen kann, zu Hause bleiben? — Undenkbar!

Wetter nicht mal, das kann ein Tanz werden! — Geh', Friedrich soll mir die braune Stute mal sofort satteln. Hab' zwar seit zwei Jahren auf keinem Gaul mehr gesessen, aber es muß gehen.

Meine Reine sind ja so geschmeidig heute. — Und dann die Uniformen, alles mal ans Tageslicht gebracht, Weber! Ja so, feldgrau. — Na, kriegen wir schon noch! Jahre morgen — nein, heute nachmittag — nach Berlin. — Also fix, fix! Was steht du denn noch, Menschenkind?

Fünf Minuten später trat der Diener wieder ein und präsentierte seinem Herrn eine Visitenkarte. „Der Herr Leutnant von Klingenberg ist draußen“, sagte er dabei. „Er möchte dem gnädigen Herrn Lebewohl sagen, ehe er ins Feld zieht.“

Des Rittmeisters kurzgeschnittener grauer



Generalleutnant Wild v. Hohenborn.

Phot. Alb. Meyer. (Mit Text.)

Schmerzhaft schaute ihn, die blickenden Augen ihm starr zusammen, und dunkle Blut stieg ihm ins erregt zuckende Gesicht. — Werner — der Junge, da? Der wagte sich nach dem letzten Auftritt hier ins Haus? Lebewohl sagen? Na, Furcht und Mitleid erregen, nichts anderes! Weil er in den Krieg mußte, glaubte er wohl, etwas Besonderes zu sein. Da würde der alte Onkel sagen: „Ja, mein Jungchen, nun ist alles vergeben und vergessen.“

Komm' an mein Herz, du tapferer Held!“

Einen Augenblick stand der Herr von Wilhelmstede unerschütterlich da. Aber dann schleuderte er die Karte auf den Teppich und



Rückkehr aus dem Schützengraben an der Aisne. (Mit Text.)

wetterte los: „Denke ja gar nicht daran! Ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit! — Pöbelskelement — was ich gesagt habe, habe ich gesagt! — Weber, bestell' dem Herrn Leutnant, ich sei für niemand zu sprechen! Verstanden? — Kerl — was bestimmt Er sich? Was fällt ihm ein?“

„Halten zu Gnaden, gnädigster Herr Rittmeister,“ stotterte der alte Diener, „ich will nicht widersprechen, aber wenn — es wäre doch möglich, daß der junge Herr im Felde bliebe. Und — dies ist sein Vaterhaus.“



Das deutsch-österreichische Zivilgefangenenlager in Perigueux, Frankreich. (Mit Text.)

„Mensch, plagt dich der Teufel!? Willst du mir Verhaltensmaßregeln geben? — Hier bin ich Herr im Hause! Marsch, bestelle dem Herrn Leutnant, was ich dir befohlen habe.“

Weber ging. — Da griff der erregte Edelmann an seine Stirn, als wollte er etwas fortwischen, das sich dort urplötzlich festgesetzt hatte und ihm ins Hirn fraß. — Vaterhaus. — Was wollte der Mann damit sagen? — Sollte darin nicht liegen, der Werner hätte ein Anrecht auf diese Stätte? — Wenn er im Felde bliebe —

Aber da ratterte das Auto bereits vom Hof. — Jetzt war es zu spät. — Vaterhaus. — Ja, hier hatte Werners Wiege gestanden so gut wie seine eigene, wie die des verstorbenen Bruders. Seit hundertundachtzig Jahren gehörte Wilhelmsfelde den Klingenberg. Immer der älteste Sohn war der Erbe gewesen. Aber Gerhard, des Leutnants Vater, vermochte das Gut nicht zu halten wegen der vielen, vielen Schulden, die darauf lasteten. Er, der reiche Bruder, sollte ihm damals aus der Not helfen. Er tat es nicht. Da gab es Zwist und Zwietracht. Gerhard machte Bankrott und starb. Im Konkurs kaufte er, der Jüngere, die Besitzung, damit sie nicht in fremde Hände überginge. Und da wagte sein Nefse Werner ihm ins Gesicht zu sagen, er trüge die Schuld an des Vaters Tode, er habe nicht als Bruder, nicht als Edelmann gehandelt. Das empörte ihn furchtbar. Nie, nie würde er dem Grünshabel diese Beleidigung verzeihen; nein, niemals. — Aber was sollten denn jetzt diese dummen Gedanken? — Fort damit! Nur ja keine unmännliche Gefühlsduselei!

Hinaus ging es in flottem Trab, durch die wogenden Kornfelder, durch Wald und Flur. Die sehr ergiebige Roggenernte war in acht Tagen beendet. Großartig stand der Hafer; auch Gerste und Weizen ließen nichts zu wünschen übrig. Doch was scherte den Gutsherrn das jetzt? — Krieg, Krieg! — Zur Armee wollte er ja doch.

Hielt denn dort drüben am Dorfschloß nicht noch das Auto? Wahrhaftig! Eine Panne vielleicht? Aber nein, Werner schritt die dunkle Tannenallee hinauf, zur Kapelle. Ja so, der Eltern Grabstätte — da ruhten sie ja alle, die Klingenberg. Abschiednehmen wollte er von den Toten.

Von neuem dieses bohrende, nagende Gefühl da drinnen, nicht bloß in des alten Herrn Hirn, nein tiefer — tief drinnen im Herzen. Doch er durfte nicht weich sein. — Ein Mann von Grundsätzen — Soldat!

Der Rittmeister Eberhard v. Klingenberg trug wieder des Kaisers Kod. An der Spitze einer Schwadron des 1ten Reserve-Gusarenregiments stand er. Und schon hatte er in Belgien mehrmals Gelegenheit gefunden, sich rühmlichst hervorzuheben. Jetzt ging es nach Frankreich hinein. Die Lothringer Schlacht war geschlagen. Unaufhaltsam wälzte der gewaltige Heerwurm sich hinunter in feindliches Gebiet; bald würde Paris erreicht sein. Und nun tobte der Riesenkampf an der Marne. Ein mörderisches Ringen, das kein Ende zu nehmen schien.

Gestern hatte Herr v. Klingenberg in einem brennenden Dorf seinen Nefsen Werner gesehen. Der Junge grüßte ihn stramm militärisch als einen in höherem Rang stehenden Offizier, schien ihn aber sonst nicht zu kennen. Und das Eiserne Kreuz zierte des jungen Reden Brust bereits. Bei einem Vorpostengefecht sollte er sich, wie Stabsarzt Reuter zu berichten gewußt, überaus tapfer gezeigt und persönlich ein Dutzend Franzosen gefangen genommen haben. — Also zu schämen brauchte der Onkel des Nefsen sich nicht. Doch sie standen einander ja ganz fern.

Nach kurzer Gefechtspause nahm das furchtbare Schauspiel jetzt wieder seinen Fortgang. — Die Reserve Schwadron hielt am Saum eines Wäldchens und harrte voll Ungebuld des Befehls zum Eingreifen in das Kampfgetümmel. — Welch ein Gewühl, welch ein ohrenbetäubender Lärm von allen Seiten! Immer heftiger wird der Geschützdonner, immer lebhafter das Knattern des Gewehrfeuers, das Tactactad der Maschinengewehre. — Ein Bild des Grauens bildet drüber: das zerstampfte Weizenfeld: Berge von Toten, unzählige jammernde Verwundete. Pferde mit aufgetriebenen Leibern liegen überall umher, Wagen mit zerbrochenen Rädern, verlassene Geschütze, Tornister, Gewehre, Kochgeschirre, Konservendbüchsen. — Aber jetzt ein Signal, das Klingenberg Schwadron gilt! Ein dröhnendes Kommando, und vorwärts geht es mit verhängten Jägeln: Feindliche Artillerie soll attackiert werden. — Eine gewaltige Staubwolke ist nur noch zu sehen.

Da ein Stoden, ein Auseinanderstuten. Aufbaumende Rosse, stürzende Reiter. Kartätschfeuer regt durch die Reihen.

„Vorwärts!“ dröhnt des Rittmeisters Donnerstimme. — Mit hochgeschwungenem Säbel ist der Tapfere weit voraus. Und weiter rast die Heldenschar, trotz der verderbenspeienden Geschütze. Da wird auch Klingenberg braune Stute tödlich getroffen. Ein gewaltiger Sprung zur Seite, dann bricht sie zu-

sammen. Ein Husar zieht den Rittmeister unter dem toten Pferde hervor und hilft ihm auf sein eigenes. „Herr Rittmeister sind verwundet. Blut strömt aus dem rechten Oberschenkel“, ruft der Mann aus. — „Dummes Zeug! Ist keine Zeit zum Verbinden jetzt“, lautet die Antwort. — Aber da wieder dieses Prasseln und Zischen in der Luft. Der Husar stürzt; Klingenberg wird es schwarz vor den Augen, er fühlt einen stechenden Schmerz in der linken Seite, schwankt im Sattel und weiß nicht mehr, was mit ihm und um ihn geschieht. Ohnmächtig liegt er wenige Minuten später unter einem Weidenbusch.

Als der Schwerverwundete aus seiner Betäubung endlich erwachte, da stand die Batterie nicht mehr drüben hinter den Pappeln auf der Anhöhe. Aber von Süden her bewegten sich lange dunkle Reihen heran, und unablässig knatterte Gewehrfeuer hinter ihm und vor ihm. — Sollte der Feind Verstärkung erhalten haben und —? Aber da ist der Unteroffizier Müller, blutend an beiden Armen. Der will seinem Rittmeister helfen. Auf allen Vieren kriecht er heran.

„Müller, wie steht die Schlacht?“

„Noch unentschieden, Herr Rittmeister. Feind in starker Übermacht. Unser Flügel ein paar hundert Meter zurückgedrängt. — Aber Herr Rittmeister müssen hier fort. Wir befinden uns zwischen zwei Feuern.“

Klingenberg machte einen vergeblichen Versuch, sich ein wenig aufzurichten. Er ist zu sehr erschöpft. Und der tapfere Unteroffizier vermag ihn nicht fortzuschleppen mit den verletzten Armen. Er kriecht zurück, um Hilfe zu holen.

Wie ein Traum ist dem greisen Offizier das alles. — O, diese Schwäche! — Näher und näher rückt drüben die Kolonne heran. Das bedeutet sichere Gefangenschaft.

„Und sie sollen dich nicht lebendig haben!“ leucht Klingenberg zähneknirschend. „Noch hast du deinen Revolver. Dem Vaterland kannst du doch nicht mehr dienen. Also lieber tot —“

Aber da — ist das auch nur ein Traumbild? — Ein Leutnant von der Infanterie, mit blutiger Wunde um die Stirn, eilt ungeachtet des Geschosshagels an ihn heran. — Das ist Werner, wahrhaftig Werner!

„Onkel, ich will nicht, daß ein Klingenberg dem Feind in die Hände fällt“, spricht er. „Gott sei gelobt, daß ich dich gefunden habe! Ein Unteroffizier von deiner Schwadron, den ich nach dir fragte, hat es mir gesagt, daß du schwer verwundet unter einem Weidenbusch lägest. Komm', ich trage dich in Sicherheit!“

Keines Wortes ist der Rittmeister mächtig. Wieder verwirren sich seine Gedanken, er fällt von neuem in tiefe Ohnmacht. Schon trägt Werner ihn auf seinen sehnigen Armen, und langsam, ganz langsam nur schleppt der Kühne ihn aus dem Feuer. Wie die Geschosse pfeifen und zischen, wie das knattert ringsum!

Jetzt sinkt der Leutnant mit seiner schweren Last in die Knie. Eine Kugel hat seinen linken Unterschenkel getroffen, kurz bevor das rettende Gehölz am Abhang erreicht ist. Aber da naht Hilfe. Ein paar Sanitätsoldaten werden sichtbar, hören des jungen Offiziers Befehl und schaffen Nefsen und Onkel in Sicherheit.

Seit einer vollen Woche hatte Kätschen nun kein Lebenszeichen mehr von ihrem Geliebten erhalten. Unbegreifbar litt sie unter dieser furchtbaren Ungewissheit. Ach, daß doch nur ein kurzer Gruß auf der Feldpostkarte einträfe! In den ersten Wochen schrieb Werner ja beinahe täglich und immer so fidel und voll guter Zuversicht. Soviel wußte sie, daß sein Regiment an dem graufigen Ringen bei Paris teilnahm. Was würde der morgende Tag bringen, was die nächste Stunde? — Wie zuckte sie jedesmal zusammen, wenn der Depeschenträger das Postamt verließ! — Drei Familien erhielten in dieser Woche bereits telegraphisch eine Todesanzeige. Und wie viele schwarzumrandete Anzeigen konnte man täglich in der Zeitung sehen! So manchen bekannten Namen las sie schon darunter.

Aber jetzt — jetzt schreitet der Schicksalsbote auf die Villa Dörner zu. Er hat ein Telegramm für Fräulein v. Wilbrand. — Kaum vermögen die zitternden Finger es zu öffnen. Das Herz steht still auf ein paar Sekunden. — Gottlob — nicht tot! — Aber — sie muß sich erst fassen. — Was steht da? — Werners Oberst teilt ihr mit, daß der Leutnant v. Klingenberg seit dem 10. September vermißt werde. Er habe einen Streifschuß an der Stirn erhalten und befinde sich wahrscheinlich in Gefangenschaft. Das ganze Regiment bedaure schmerzlich den Verlust dieses überaus tapferen Offiziers, der als einer der ersten das Eiserne Kreuz erhalten habe.

Das ist der Inhalt. Wie schwirren der Erschrocknen die Gedanken so wirr durcheinander im brennenden Hirn! — Werner vermißt. — Streifschuß an der Stirn. Gefangen. — Aber wenn er nun in der Gefangenschaft gestorben wäre!? — O Gott, jetzt ist die Ungewissheit ja noch hundertmal größer und quälender.

Wie soll ein schwaches Mädchenberg denn das nur ertragen! Ach, wenn sie Werner nicht so unsagbar lieb hätte! — Da nichts, kein Trösten, kein Zuspruch, sie sah den Geliebten, wo sie ging und stand, blutüberströmt unter mittheilsloser feindlicher Horde liegen, hörte sein Seufzen, sein Flehen um einen Labetrunk, den ihm niemand gewährte, sah sein Auge brechen und hatte nur noch den einen Wunsch, ihm wenigstens im Tode nahe zu sein.

So vergingen drei Tage, die fürchterlichsten ihres Lebens. Da endlich ein Brief aus Frankreich — ein Brief, der Werners markige Schriftzüge trug. — Aus der Gefangenschaft zweifellos.

"Er lebt, lebt! Gott sei gepriesen!" jubelt sie auf. Aber — soll sie es denn glauben? Werner ist gar nicht gefangen? In einem deutschen Lazarett befindet er sich. Es geht ihm ausgezeichnet. Das Geschloß entfernt aus der Schenkelschramme am Kopf beinahe heil. Seit gestern fieberfrei. Und dann geht es weiter:

„Darum will ich nicht eine Minute länger zögern, an dich, mein Herzlieb, zu schreiben. Was hast du wohl gelitten die letzten Tage! Aber nun werde ich Dir in aller Kürze das Nähere mittheilen, und Dein Leid wird sich in eitel Freude wandeln. Als beim Sturm auf R. flog mir so ein unheimliches Ding an den Kopf, daß mir für eine Stunde Hören und Sehen verging. Als ich mich dann wieder aufgerappelt und mir die blutige Stirn selber notdürftig verbunden hatte, konnte ich von meinem Regiment keine Spur mehr finden. Nichts sah ich als Tote und Verwundete, und ein Höllendurch peinigete mich. Wie ein Trumfener taumelte ich über das Schlachtfeld, um irgendwo ein Gewässer, eine Pfütze zu entdecken. Da stieß ich auf einen Husarenunteroffizier von Onkel Eberhards Schwadron. Der Mann war an beiden Armen verwundet. Ich wußte, daß die Husaren tüchtig im Feuer gewesen. Darum fragte ich ihn, ob er etwas von seinem Rittmeister wisse. Der Herr Rittmeister liegt dort drüben schwer verwundet unter einem Weidenbusch, und ich suche Leute, die mir helfen sollen, ihn fortzutragen. Die Äugeln pfeifen von beiden Seiten über ihn weg, und lange wird's nicht dauern, dann ist die feindliche Schützenlinie heran. Die nimmt unseren tapferen Rittmeister gefangen.“ —

Natürlich war in dem Augenblick all mein Groll vergessen. Ein Klingenbergs gefangen? Nein, das konnte ich nicht zugeben. Ich renne also, was ich kann, der Richtung nach. Mein liebes Herzblatt, das sollte keine Kleinigkeit sein! Wie ein Wespen-schwarm umschwirten mich die Geschosse, und daß ich die Stelle erreichte, war wirklich ein Wunder Gottes. Ich trug Ontel bis an eine Talsenke, ohne daß mich eine Kugel erreichte. Da zu guter Letzt, als ich mich schon sicher wähnte, belam ich noch eine blaue Bohne in den Schenkel. — Im Dörflein B. lag ich an Ontel Eberhards Seite in einem nothdürftig eingerichteten Hilfslazarett. Am nächsten Tage wurden wir nach D. weiter transportiert, und ich muß Dir gestehen, daß Ontel sich mir gegenüber geradezu väterlich benahm. Er gab sogar zu, daß er an meinem verstorbenen Vater hätte anders handeln müssen. Wir verjöhten uns vollkommen und werden von nun an gute Freunde sein.

Aber jetzt höre das Schönste, das Beste von allem: Zum Dank für mein Rettungswert dürfen wir heiraten, sobald der Frieden geschlossen ist. Onkel will für die Heiratsverlaubnis und dafür sorgen, daß ich mein Weibchen standesgemäß ernähren kann. — Er bittelte förmlich, ich möchte sein Anerbieten nicht ablehnen, da er sich selber damit den größten Dienst erweise: Beruhigung seines Gewissens. — Wie glücklich ich mich fühle, mein treues Lieb, kannst Du allein mit nur nachempfinden, denn Du theilst ja meine Freude. Freilich wird bis zum Friedensschluß noch manches geleistet werden müssen. Und ich hoffe, recht bald an dem großen Werk weiter erfolgreich tätig sein zu dürfen. Aber vorläufig gibt es erst mal vier Wochen Erholungsurlaub. Und den verbringe ich in Wilhelmshafte, also ganz in Deiner Nähe, mein Rädchen. Morgen oder übermorgen verlassen wir D., Onkel Eberhard und ich. Onkel wird zu seinem größten Leidwesen keine Kriegsdienste mehr leisten können, denn er wurde am rechten Oberschenkel und in der linken Seite nicht unbedenklich verwundet. Die Geschosse sind zwar, ebenso wie das meine, jetzt entfernt, doch er ist recht hinfällig geworden und es dürften Monate bis zu seiner völligen Genesung vergehen."

So weit hatte Käthe gelesen. Da mußte sie eine Pause machen, denn Freudentränen füllten ihre Augen, so daß sie die Buchstaben nicht mehr zu erkennen vermochte.

O, wie unsagbar glücklich fühlte sie sich! Wie aus dem irdischen Jammerthal in den Himmel gehoben. Laut aufjubeln hätte sie mögen. — Als dann die Frau Amtsrat in ihrem Stübchen erschien da fiel sie der guten alten Dame schluchzend um den Hals und konnte nur flammeln:

„Er lebt, er lebt! Sonntag ist er hier, Ich kann das Wunder ja gar nicht begreifen.“

Frau Dörner brauchte geraume Zeit, bis sie aus den abgethanen Säden klug wurde. Sie war eine gute Seele, darum flossen auch ihr die hellen Freudenstränen über die Wangen, und ihr Glückwunsch kam aus mütterlichem Herzen.

Am Sonntag hatte Käthen* ihren Werner wirklich wieder. Und niemand sah dem flotten Kriegermann mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust die Strapazen des Feldzuges an, und was er die letzten Wochen gelitten. War das Bein auch noch etwas steif, so machte er doch ganz und gar nicht den Eindruck eines Invaliden. In seinem Vaterhause wurde acht Tage später in aller Stille die Verlobung gefeiert.

Denk Eberhard aber war entzündt von seines Kessens schmutzdem Bräutlein und schien alles Barbarische, das man ihm früher nachsagte, in Frankreich zurückgelassen zu haben. Es konnte keinen gemüthlicheren, wohlwollenderen Onkel geben auf Gottes Welt.

Eine denkwürdige Verabschiedung.

Zur Zeit als die Feme ausartete und unter ihrem dunklen Schleier ungeheure Verbrechen verübte und das Leben und Eigenthum Schuldloser bedroht ward durch den Dolch „verzweifelter, hentersmäßiger Vuben“, wie die Femrichter in einem Berichte des Erfurter Rates genannt werden, zu dieser Zeit regierte Herzog Wilhelm in Thüringen. Derselbe erließ mit Zustimmung seiner Landstände die Verordnung, daß keiner seiner Lehnsleute oder Untertanen vor ein anderes als von ihm eingesetztes Landesgericht sollte gefordert werden können. Keiner aus seinem Volke habe sich zu berufen auf ein kaiserliches Gericht oder in weltlichen Sachen sich an einen geistlichen Richter zu wenden, bei Geldstrafe oder dem Verluste seiner Forderung. So wehrte er der unrechtmäßigen Einmischungen sowohl der westfälischen Feme, als den geistlichen Gerichten in seinen Landen. Mit wachsamem Auge spähte er umher, wie das Recht gehandhabt ward von seinen Schultheissen und Vögten.

Einmal ließ er den Bürgermeister und die Mitglieder des Rates von Buttschäd zu sich nach Kofla bescheiden, um sich zu verantworten wegen der augenblicklichen Vollstreckung eines Todesurtheils an einem Buttschädter Bürger, der einen anderen im Ratsstapel erstochen hatte. Als sich nun der Bürgermeister und die Räte auf einen Freibrief des Blutbannes beriefen, den sie von dem Landgrafen Friedrich dem Friedfertigen erhalten haben wollten, und ihre That dadurch gar wohl entschuldigt meinten, entließ Herzog Wilhelm sie mit den denkwürdigen Worten:

„Ih He ren von Bu tſchäd! zieht hin mit eurem Bericht:
Gott behüte mich vor eurem Gerichte!“ C. I.

Mir tut der junge Lenz so weh!

Eir tut der junge Lenz so weh,
Das frische Grün an Busch und Baum.
Aus jeder Blüte, die ich seh',
Schaut groß mich an von einst ein Traum.

Ein alter, lieber Traum vom Glück,
Der lachend an zu blühen fing.
Ein alter, lieber Traum von Glück,
Der niemals in Erfüllung ging.

Run kann ich nur mit Schmerzen sehn
Den Venz in seiner jungen Pracht.
Ich möcht am liebsten sterben gehn,
Wenn er die Erde selig macht.

Johanna Weisbach

Unsere Bilder

Deutsche Verwundete als Gäste des deutschen Kaisers. Der deutsche Kaiser hat mehrere seiner Schlösser, darunter auch das Orangeriegebäude im Park von Sanssouci bei Potsdam, zu Lazareten umgestalten lassen, und die Verwundeten können dort in Ruhe und in guter Pflege ihrer Genesung entgegensehen. Unsere Aufnahme zeigt mehrere Verwundete, die in einem Hofwagen in Potsdam spazieren gefahren werden; im Hintergrund erhebt sich die durch Friedrich den Großen berühmt gewordene Mühle am Park von Sanssouci.

Ein altes Kastell an der ungarisch-rumänischen Grenze. Wir zeigen hier eine Grenzwa che an der Grenzmauer der ungarisch-rumänischen Grenze bei Gimes an der Cifer Komitat. In früheren Zeiten krönte den Berg außerdem ein Kastell als Zufluchtsort für die Verteidiger der Grenzen.

Brennholz für Kartoffelschalen. Kartoffelschalen haben jetzt einen hohen Wert, hauptsächlich zu Futterzwecken. Um die Sammeltätigkeit der Berliner zum Besten ihrer Fleischversorgung anzuregen, hat man die Einrichtung getroffen, gesammelte Kartoffelschalen in Brennholz umzutauschen. Für einen Korb Kartoffelschalen bekommt man ebensoviel Brennholz. Es wird bereits fleißig gesammelt und mancher Grobchen dadurch gespart.

Dr. Charles Bourcart, wurde als Nachfolger Dr. Choffats, der aus Gesundheitsrücksichten vom Amte zurücktrat, vom schweizerischen Bundesrat zum Gesandten in Wien ernannt. Dr. Bourcart begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der schweizerischen Gesandtschaft in Paris. Im Jahre 1891 kam er, nachdem er inzwischen zum Legationsrat ernannt worden war, als Geschäftsträger nach London und wurde später zum bevollmächtigten Minister ernannt. 1902 zog er sich in seiner Heimatstadt Basel ins Privatleben zurück, trat aber zehn Jahre darauf wieder in den Dienst der Eidgenossenschaft als Sekretär des politischen Departements und hatte vor kurzem das Amt des Chefs der Abteilung für das Auswärtige übernommen.

Generalleutnant Wild v. Hohenborn, dem vor kurzem erst das Amt des Generalquartiermeisters übertragen worden war, wurde zum preussischen Kriegsminister ernannt; er ist als solcher der Nachfolger des jetzigen Chefs des Generalstabes General der Infanterie v. Falkenhayn. Der neue Kriegsminister ist ein Sohn des Obermedizinalassessors Dr. Wild in Kassel und trat 1883 als Fahnenjunker in das 83. Infanterieregiment ein. Nach dem Besuch der Kriegsakademie wurde er 1898 Generalstabs-offizier. Später war er Kommandeur verschiedener Regimenter, zuletzt der 3. Garde-Infanteriebrigade, und gehörte dem Kriegsministerium als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements an.

Rückkehr aus den Schützengräben an der Aisne. Die Infanterie in den vordersten Schützengräben wird von Zeit zu Zeit abgelöst und in festen Quartieren untergebracht, um sich dort von den schweren Anstrengungen, Entbehrungen und Erschütterungen in der Gefechtsfront zu erholen und sich ihre Ausrüstung zu reinigen. Wie die Männer bei ihrer Rückkehr aus den Schützengräben aussehen, zeigt unsere Aufnahme.

Das deutsch-österreichische Zivilgefangenenlager in Berigney, Frankreich. Unser heutiges Bild zeigt die trostlose und menschenunwürdige Lage, in der sich die Deutschen und Österreicher in Berigney befinden. Dort wurden 450 Zivilgefangene, denen nur je 20 Pfund Gepäc in die zur Beförderung gewählten Viehwagen mitzunehmen erlaubt wurde, in eine alte, schmutzige und feuchte Berlenfabrik eingepfercht, deren Dach das Wasser durchließ. Man warf ihnen Holz zu und überließ es im übrigen ihnen, sich hieraus Schlaf- und Sitzgelegenheiten herzustellen. Das Essen war ganz ungenügend und zum Teil ekelhaft. Unter den Kindern brachen Scharlach und Masern aus, trotzdem verweigerte man deren Aufnahme in ein Krankenhaus, so daß von 30 Erkrankten bereits 20 gestorben sind. Die Krankenwände und die gesamte Einrichtung des feuchtkalten Dachbodenraums mußten sich die bedauernswerten Gefangenen selbst herstellen.

Allerlei

Die Besucher. „Die Gattin stidte, die Älteste stidte, die Zweite stidte, die Dritte stidte und keine stidte und keine stidte. Nun hab' ich vier Paar gestidte Schuh und keinen ganzen Strumpf dazu!“

Erfolg. „Zu Anfang der Saison herrscht in Marienbad ja ein riesiges Gedränge, aber schon nach ein paar Wochen wird Platz!“ — „Ach? Reiten die Kurgäste so bald wieder ab?“ — „Na, aber... sie werden doch dünner!“

Eine Niesenpistole. Als Matthias II., Bruder Rudolfs II., zu Preßburg im Jahre 1608 mit aller Feierlichkeit zum ungarischen Könige gekrönt wurde, kam unter andern Lustbarkeiten, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit, bei dem Krönungsmahle auch eine ungeheure Pistole auf die Tafel, in welcher ein neunjähriger Knabe mit einer Zimbel saß. Er ließ seine hohen Gäste mit Saitenspiel und Gesang, den er dabei anstimmte. Auch ließ er aus dem Niesenbadewort von Zeit zu Zeit lebendige Tauben herausfliegen, was das Vergnügen der Anwesenden noch erhöhte. A. St.

Guten Tag, Herr Kollege! Fürst Josef Michael Poniatowski, der Neffe des in der Völkerschlacht bei Leipzig gefallenen Fürsten Poniatowski, besaß in Paris im vorigen Jahrhundert die angesehene Stellung eines Senators des Kaiserreichs. Poniatowski war in seinen Ruhestunden ein eifriger Verehrer der Musik und hat eine große Anzahl Opern komponiert, die hauptsächlich auf italienischen Bühnen aufgeführt wurden. Das erregte den Ärger des ebenfalls in Paris lebenden italienischen Komponisten Rossini, der den Fürsten als Komponisten absolut nicht gelten lassen wollte und dessen Opern für unbedeutende Nachwerke erklärte. Als eines Tages Poniatowski zusammen, der sofort auf Rossini mit den Worten antwortete: „Ah, guten Tag, Herr Kollege!“ — „Kollege?“ sagte Rossini, das Wort

„Kollege“ besonders betonend, „das kann ich kaum glauben, Durchlaucht; denn bis heute hat man es noch nicht für nötig befunden, mir mitzuteilen, daß mich der Kaiser zum „Senator“ ernannt hätte!“ A. M.

Gemeinnütziges

Regenkleie und Gerstenschrot bilden für säugende Kaninchenweibchen ein vorzügliches Weichfutter. Es wird in Teigform gefüttert. Zur besseren Bindung setzt man deshalb etwas feingeriebenen Leintuchen zu. Dadurch erhält der Pelz auch ein glänzendes Aussehen.

Schwefelsaures Ammoniak kann den Chilisalpeter ersetzen, namentlich auf leicht durchlässigen Bodenarten, wo Salpeter leicht in den Untergrund gewaschen wird.

Antraufsämereien, die beim Reinigen und Putzen des Getreides zurückbleiben, können als Taubenfutter Verwendung finden, doch dürfen sie nicht das Hauptfutter bilden.

Papiereisletten lassen sich mit gewöhnlichem Klebstoff auf Blech befestigen, wenn die betreffende Stelle vorher mit Kollodium überpinelt wird. Das Eislett darf jedoch erst, nachdem das Kollodium eingetrocknet ist, aufgesetzt werden.

Magot von Schellfisch mit Weißwein. Frischer Schellfisch wird ausgenommen und rasch gewaschen. Sodann zieht man die Haut ab und löst das Fleisch von den Gräten. Es wird in mittelgroße Stücke geteilt, die man in einer mit Butter bestrichenen und mit feingehackter Zwiebel bestreuten Kasserolle in zur Hälfte mit Wasser vermischem Weißwein weichdämpft. Inzwischen werden die Gräten und das Rückgrat in einem Sud aus Wasser und etwas Wein, dem man Salz, Pfefferkörner, Lorbeerblatt, frische Petersilie und eine feingeschnittene Mohrrübe beigelegt hat, gut ausgelocht. Dann gießt man den Sud durch ein Sieb, düstet Butter und Mehl hellgelb und löst mit dem Sud ab. Die Sauce wird mit Eigelb abgezogen, bei Bedarf noch mit etwas Wein gewürzt und über die auf heißer Schüssel angerichteten Fischstücke gegossen.

Herbplatten reibe man täglich, wenn sie noch nicht vollständig erstarrt sind, mit Sodalösung ab und trockne mit einem Wolltuch nach. Sodann müssen sie mit einer Speckschwarte abgerieben werden, wodurch das Rosten verhindert wird.

Anstößung.

M	A	M	A
A	M	O	S
M	O	D	E
A	S	E	N

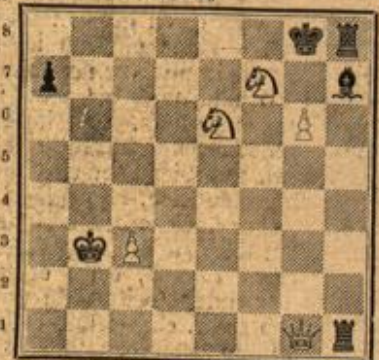
Erhalten Tauben viel Erbsen, so ist auch ihr Trinkwasser reichlich zu bemessen. Zur Erweichung der Erbsen ist viel Feuchtigkeit notwendig.

Anagramm.

Zum Lindern, Hellen dien' ich dir.
Zum Fuße keh' ein Reichen mir,
Und luche mich im Garten dein.
Als würzig duftend Blümelein.
Julius Fald.

Aufgabe Nr. 126.

Von W. A. Schindlman.
Deutsches Wochensach, 1913.
Schwarz.



Scharade.

Die erste Silbe ist ein Mann,
Doch fühllos er hier stehen kann;
Die Zwei und Drei hat man bestiegen,
Voll hoch, bald nieder sie sich beugen;
Som ganzen Worte man erzählt,
Daß Unterfunkt er uns gewährt.

Fritz Guggenberger.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:

Nr. 124. 1) Kg4—g5 e5—e4
2) Lb2—a3 b6—b5
3) Da1 oder Sb6—b5
Nr. 125. 1) f6—f7.

Richtige Lösungen:

Nr. 112 und Nr. 114 von G. v. R. in B.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonym's: Gericht. Des Bilderrätsels: Ist küßt das Gute ein, wer Besseres sucht.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.